

Sehr geehrter Oberbürgermeister Frank Dehmer, sehr geehrte Frau Rosemarie Schneider, sehr geehrte Anwesende.

Mein Name ist Saša Šavel Burkart. Zurzeit Leiterin des Slowenischen Kulturzentrum in Berlin, im Rahmen der Botschaft der Republik Slowenien. Ich bin auch die Enkelin einer Holocaust-Überlebenden – Šarika, Charlotte Hahn, verheiratete Horvat, geboren 1928 in Murska Sobota, in Slowenien, damals Königreich Jugoslawien.

Am 26. April 1944 begannen die Deportationen der Juden, die im Nordosten Sloweniens lebten, in der Region namens Prekmurje und der Stadt Murska Sobota, die von 1941 bis dahin unter ungarischer Besatzung stand. Die Deportationen erfolgten so spät, weil sie während des Horthy-Regimes in Ungarn nicht durchgeführt wurden. In dieser Region an der Fluss Mur lebte die größte jüdische Gemeinde Sloweniens – etwa 500 Personen. Nur 25 kehrten zurück.

Meine Großmutter sprach nur bruchstückhaft über dieses dunkle Jahr ihres Lebens. Wie viele andere schwieg sie. Schweigen und Amnesie waren Symptome dieser Wunde. Der unvorstellbare Schmerz – sowohl der intime als auch der kollektive – wurde größtenteils verdrängt. Als ich noch ein Kind war, erlaubte sie mir manchmal, in ihr Unterbewusstsein einzutreten.

Meistens sind es jedoch Dokumente, die uns helfen, die fehlenden Teile der intimen Geschichten verschwundener Familien zusammenzusetzen.

Ihre Geschichte habe ich aus drei Dokumenten rekonstruiert:

Aus einem tschechischen Polizeibericht von 1945, den ich vor zehn Jahren zufällig im Archiv von Auschwitz fand. Er offenbarte, dass mein Urgroßvater Izidor, Šarikas Vater, auf einem Todesmarsch in Tschechien ums Leben kam und dort begraben wurde. Wir identifizierten ihn anhand der tätowierten Nummer, die im Bericht erwähnt war.

Mein Onkel sah vor ein paar Jahren zufällig in Yad Vashem ein Foto, auf dem er seine Mutter Šarika erkannte. Sie steht vor einem Zug voller Leichen am Bahnhof von Seeshaupt. Heute wissen wir, dass es sich um einen Film handelt, der nach der amerikanischen Befreiung in Seeshaupt gedreht wurde. Dieses Foto wurde vor zwei Jahren im Museum für Fotografie in Berlin im Rahmen der Ausstellung „Flashes of Memory - Fotografie im Holocaust“ gezeigt.

Das dritte Dokument ist ein Interview mit Šarika, das im Jahr 1996 von der Shoah Foundation für das Projekt "Survivors of the Shoah" aufgenommen wurde. Ich habe mich entschieden, ihre Worte mit Ihnen zu teilen – über ihre schreckliche Reise, die am 26. April 1944 am Bahnhof von Murska Sobota begann und in Seeshaupt endete, mit einem Zwischenhalt hier in Geislingen.

Wir hielten uns an den Händen – meine Mutter, mein Bruder und ich. Josef Mengele trennte uns. Ich wollte zu ihr rennen, doch er zog mich zurück. Vier oder fünf Mädchen waren wir

dann alleine in der Baracke. Wir fragten uns, was mit unseren Müttern geschehen war. Einige sagten: Sie sind im Krematorium geendet. Damals war ich mir nicht sicher, ob das stimmte. Aus dem Krematorium rauchte es ständig, es stank. Es brannte Tag und Nacht. Als die ungarischen Juden kamen, brannte es ununterbrochen. Wir waren unter den ersten Transporten aus Ungarn Territorium. Die späteren Transporte wurden nicht einmal mehr selektiert. Es war kein Platz mehr im Lager. Das wussten wir.

Wir waren sechs Wochen in der Quarantäne. Uns wurde gesagt, wir sollten kein Wasser trinken, sonst würden wir Cholera bekommen. Die Toiletten waren grauenvoll. Ein SS-Mann ging zwischen uns umher, während wir unser Geschäft verrichteten. Die älteren Frauen wurden mehr geschlagen als die Kinder, besonders die älteren.

Mengele kam noch einmal, als für eine Fabrik Arbeitskräfte gebraucht wurden. Eine Fabrik in Deutschland benötigte eine bestimmte Anzahl an Menschen, und er kam, um auszuwählen. Wir waren nackt, und er schaute, wer arbeitsfähig war. Er sortierte mich aus. Er schob mich hinaus, aber ich lief zurück. Ich weiß nicht, was sonst mit mir geschehen wäre.

Dann bekamen wir Kleidung zurück, auf dem Rücken mit roter Farbe markiert, damit wir nicht fliehen konnten. Dann wurden wir wieder transportiert – zwei oder drei Tage lang dauerte die Zugfahrt.

Es war schwer, es war schrecklich. Ein Mensch kann mehr ertragen als ein Tier. Als ich in das kleine Lager in Deutschland kam, ging es mir besser als in Auschwitz. Wir arbeiteten in der Fabrik. Im Winter hatten wir keine Socken, nur Holzpantinen und gestreifte Kleidung. Es war bitterkalt. Aber in der Kantine der Fabrik durften wir essen, das Essen war recht gut für ein Lager.

Dort gab es SS-Aufseherinnen. Eine von ihnen sah, dass ich meine Arbeit – ich feilte etwas – nicht gut machte. Sie rief mich zu sich, gab mir eine neue Aufgabe: Ich musste Essen verteilen und die Toiletten reinigen. Diese Frau, diese SS-Frau, mochte mich. Stellen Sie sich das vor. Sie war sonst schrecklich. Eine der schlimmsten. Aber wenn sie mich sah, veränderte sich ihr Gesichtsausdruck. Sie brachte mir immer etwas – zu essen, Medikamente.

Eine Mitgefangene, älter als ich, wollte Selbstmord begehen und warf sich gegen den Elektrozaun. Unsere Frauen retteten sie.

Das war Geislingen, bei Stuttgart. Eine kleine Stadt. Es gab nicht viele von uns, nicht viele Baracken. Wir arbeiteten in zwei Schichten – tagsüber und nachts. Ich glaube, es war ein kleines Lager. Einmal traf ich jemanden aus Geislingen am Meer in Kroatien. Ich fragte ihn, ob es das Lager noch gäbe. Er sagte schroff, er wisse von keinem Lager, keiner Fabrik dort. Dabei war es eine große Fabrik, die zur Munitionsherstellung umfunktioniert wurde. Wir haben nur Munition hergestellt.

Ich teilte mir das Zimmer mit einem Mädchen aus der Slowakei. Auch sie war ohne Mutter. Ich weiß nicht mehr, wie ihre Geschichte war, vielleicht hat sie es mir erzählt.

Wir bekamen viel Brom ins Essen – ein Beruhigungsmittel, damit wir nicht so empfindlich waren. Die Älteren sagten, das sei der Grund, warum wir so gleichgültig waren. Mit den anderen Frauen sprachen wir nur über Essen. In Gedanken kochten wir ständig – weil wir hungrig waren.

Ich suchte niemanden, der meine Mutter ersetzen sollte. Nur diese Ältere aus Murska Sobota, die im Büro von der Fabrik arbeitete, weil sie gut Deutsch konnte. Der SS-Frau sagte ich, sie sei meine Cousine. Danach durfte ich sie öfter im Büro besuchen.

Diese Frau, die SS-Frau, hat mir geholfen. Sie nahm mich sogar mit zu sich nach Hause und kochte für mich. Sie lebte nicht allein, hatte einen Mann, der auch in der Fabrik arbeitete. Sie war sehr derb, von ihr lernte ich zu fluchen. Man nannte sie „Bomml“. Ihren echten Namen weiß ich nicht. Bis heute finde ich es seltsam, dass sie sich so um mich kümmerte. Sie hatte ältere Kinder, war recht alt. Bevor wir weiter nach Dachau-Allach gebracht wurden, verabschiedete sie sich von mir. Vielleicht hatte sie Mitleid mit mir. Zu den anderen war sie schrecklich. Sie schrie, schlug sie. Sie hatte eine Peitsche. Ich verstehe bis heute nicht, warum sie mir geholfen hat.

Danach kamen wir nach Allach. Dort war es furchtbar. Wir dachten, man würde uns alle töten. Wir arbeiteten nicht, bekamen kein Essen, sammelten Brennesseln und kochten sie. Dann wurden wir wieder in Waggonen gepfercht – ein ewig langer Zug – und tagelang transportiert. Dann kamen die Amerikaner und befreiten uns. Ich stieg nicht aus dem Waggon – die Angst war zu groß. Ich hielt mich an einer Freundin aus Tschechien fest.

Doch hier endete das Grauen für Šarika nicht. An vielen Orten Europas kehrten Überlebende in ihre geplünderten Häuser zurück – oft ausgeraubt von Nachbarn und Mitbürgern. Ihre Häuser waren besetzt oder verstaatlicht. Mein Urgroßvater, der nicht zurückkehrte, wurde von den neuen, kommunistischen, jugoslawischen Behörden nach dem Krieg zunächst zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt – wegen angeblicher Mitgliedschaft im Kulturbund. Später wurde das Urteil aufgehoben.

Meine Großmutter bekam zwei Tische, zwei Stühle und zwei Schränke zurück. Bekannte bewahrten die Familienalben. Einmal sah sie eine Frau mit der goldenen Uhr ihrer Mutter am Handgelenk. Bis zu ihrem Tod begegnete sie auf der Straße Menschen, die sie beschimpften und lachten, als sie deportiert wurden. Ohne Kraft, ihre Identität zu bewahren, verdrängten viele ihre Herkunft. Die Juden aus Prekmurje wurden aus dem historischen Gedächtnis gedrängt. Das wurde zusätzlich durch den Abriss der Synagoge in Murska Sobota in den 1950er Jahren und die gezielte Zerstörung des jüdischen Friedhofs in den 1980er Jahren bestätigt.

Meine Großmutter, die ich „Mama“ nannte, starb relativ jung – mit 72 Jahren – in einem damals schon unabhängigen Slowenien. Ihr Herz, das seit ihrem 16. Lebensjahr schmerzte, versagte. Sie lebte bescheiden in ihrer Geburtsstadt Murska Sobota. Sie hatte einen Ehemann, Štefan, einen Sohn, Andrej, und eine Tochter, Irena – meine Mutter – sowie drei Enkelinnen und einen Enkel.

Vielen Dank für diese Gelegenheit und die Einladung. Danke, Frau Rosemarie Schneider, dass ich heute hier über die Geschichte meiner Großmutter sprechen durfte – in ihrem Namen, mit ihren Worten.

Jede Familie hat ihre eigene, besondere Geschichte.

Bewahren wir sie.

Geben wir sie weiter – an unsere Kinder, an unsere Enkel. Gerade in diesen turbulenten

**Zeiten – inmitten von Krisen und Kriegen – wünschen wir uns:
Möge es in Zukunft weniger solcher dunklen Geschichten geben. Lasst uns gemeinsam
für Frieden und Liebe eintreten.
Es ist nicht so schwer.**